

„Der Zweite Weltkrieg im europäischen Gedächtnis“

Vortrag von Prof. Dr. Sönke Neitzel (Universität Potsdam)

Bei dem nachfolgenden Text handelt es sich um das Manuskript des Vortrages von Prof. Dr. Sönke Neitzel. Es gilt das gesprochene Wort.

In Großbritannien steht an jedem 11. November um 11 Uhr das öffentliche Leben still. Auf Plätzen, in Büros und Straßen wird in zwei Schweigeminuten der Gefallenen gedacht. Mitten im Londoner Regierungsviertel legen die Queen und Regierungsvertreter am zentralen Denkmal für den Ersten Weltkrieg einen Kranz nieder. Millionen Briten tragen im November als Symbol ihrer Verbundenheit mit den Gefallenen und Verwundeten eine kleine rote Mohnblume aus Plastik am Revers. Der 8. Mai hatte demgegenüber nie eine vergleichbare Bedeutung gehabt. In Deutschland spielte hingegen der 11. November keine Rolle, während sich der 8. Mai nur zögerlich und allmählich zu einem Gedenktag entwickelte. Wir alle erinnern uns noch an die Worte Richard von Weizsäckers am 8. Mai 1985. In der DDR wurde der 8. Mai als Tag der Befreiung des deutschen Volkes vom Hitlerfaschismus gefeiert, seit 1950 war er zeitweise sogar ein arbeitsfreier Tag. Die Niederländer feiern den 5. Mai als Tag der Befreiung, Italien den 25. April, in Russland den 9. Mai und in Polen haben der 3. Mai als Verfassungstag und der 11. November als Unabhängigkeitstag zweifellos eine größere Bedeutung als der 9. Mai, der hier kein Feiertag, sondern ein Gedenktag ist. In Japan bezieht man sich nur am 6./9. August bei den Friedenszeremonien von Hiroshima und Nagasaki auf die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges.

Damit deutet sich ein wichtiger Befund an: Der Zweite Weltkrieg war ein globales Ereignis, die Erinnerung an ihn ist aber national geprägt, weil sich die Kriegserfahrung von Land zu Land ganz erheblich unterschieden. Und: Wir müssen ihn im Kontext mit dem Ersten Weltkrieg als Teil eines Zeitalters der Weltkriege verstehen, das in einigen Ländern auch schon vor 1914 beginnt (Türkei) und in anderen nach 1945 (Griechenland, Litauen, China) endet.

Der Zweite Weltkrieg hinterließ ein denkbar gespaltenes und nur schwer einzuordnendes Kriegserlebnis: Die Deutschen hatten bis zuletzt einen verbrecherischen Krieg geführt. Ihr Land war 1945 zerstört und geteilt. Zugleich hatte es in Italien, Jugoslawien, Griechenland und der Ukraine blutige Bürgerkriege gegeben, während in Frankreich das Vichy-Regime allzu willig mit den Deutschen kooperierte. Auch in den anderen besetzten Ländern war der Widerstand gegen die Besatzung eher überschaubar. Hunderttausende hatten selbst in der Sowjetunion mit den Deutschen zusammengearbeitet (Ukrainische SS-Division, eine estnische, zwei lettische). Und Hunderttausende kämpften in Osteuropa seit 1944 gegen die Sowjetunion.

Als die Waffen schwiegen, schlug die Stunde der großen Meistererzählungen, die helfen sollten, den Schrecken der Kriegsjahre einzuordnen und Sinn zu verleihen. In der Nachkriegszeit ging es nirgendwo darum, Geschichte in ihrer ganzen Komplexität

und Widersprüchlichkeit abzubilden, sondern sich eine Meistererzählung zurecht zu legen, die politische Systeme stabilisierte und sozialen Frieden stiftete. Eine Meistererzählung, die nicht schmerzte, sondern im Gegenteil half, Schmerzen zu lindern. Dies galt insbesondere für solche Staaten, die 39/45 eine höchst ambivalente Rolle spielten und womöglich auch noch auf beiden Seiten gekämpft hatten, so wie Italien, Frankreich oder Rumänien.

In Deutschland entstand schon vor der Kapitulation eine wirkungsmächtige Deutung: Wir, die Deutschen, waren Opfer des NS-Regimes und des von ihm ausgelösten Krieges. Hitler, Himmler, Göring und Bormann und ihre Helfer, das waren die Schuldigen und soweit sie nicht tot waren, seien sie beim Nürnberger Kriegsverbrecherprozess zu Recht verurteilt worden. Wir haben aber nur unsere Pflicht getan und seien missbraucht worden. Diese Haltung galt auch und vor allem für die Angehörigen der Wehrmacht. Schnell war man sich einig, dass die Verbrechen – von wenigen Ausnahmen abgesehen – die SS begangen hatte, die Wehrmacht aber einen ehrenvollen, sauberen Kampf geführt habe. Und vor allem, dass die deutschen Soldaten die besten der Welt gewesen seien, die nur durch die zahlenmäßige Überlegenheit der Gegner in die Knie gezwungen wurden.

Erst in den 1960ern entstand dann ganz allmählich eine größere Sensibilität für die NS-Zeit und ihre Verbrechen. Und doch dauerte es noch geraume Zeit, bis auch die eigene Schuld breit thematisiert wurde. Die neuen Erkenntnisse um das Ausmaß deutscher Verbrechen verbanden sich mit der Fischer-Kontroverse um die deutsche Verantwortung für den Ausbruch des Ersten Weltkrieges zu einer generell negativen Deutung der deutschen Geschichte von 1871 bis 1945. Das autokratische Kaiserreich provozierte den Weltkrieg, radikalisierte sich in den Jahren 14/18 und die Entwicklung führe dann geradezu zum Nationalsozialismus und dem Völkermord. Gewissermaßen habe Deutschland erst mit Willy Brandts Kanzlerschaft die dunkle Phase seiner jüngsten Geschichte durchschritten. Vielen war und ist eine positive Identifikation mit der eigenen Nation daher nicht mehr möglich. Nationale Symbole wie die Fahne oder die Nationalhymne waren in Deutschland weniger populär als in anderen Ländern und hierzulande wurde die Orientierung eher in einer größeren, einer europäischen Identität gesucht. Oder aber durch eine besonders engagierte Aufklärung der NS-Vergangenheit, getreu dem Motto: Wir stellen uns schonungslos den dunklen Seiten der eigenen Vergangenheit.

Freilich gab es niemals nur eine Erinnerung, sondern zahlreiche miteinander konkurrierende Meistererzählungen. Die vielen Zeitzeugen und ihre Angehörigen, Historiker, Politiker, Journalisten entwickelten alle ganz unterschiedliche Sichtweisen – je nach politischer Haltung und der eigenen Rolle während des Krieges. Als sich spätestens in den 1990er Jahren etwa die Auffassung durchsetzte, dass die Wehrmacht keinesfalls einen sauberen Krieg geführt hatte, hielt sich genau diese Deutung hartnäckig unter den meisten Veteranen. Sie empfanden die Erkenntnisse über Gräueltaten als Bedrohung für das eigene Selbstbild und sahen sich der Sinnhaftigkeit ihrer Tätigkeit als Soldat beraubt. Dabei wurden die Verbrechen von

ihnen nicht generell geleugnet, wohl aber die Verstrickung der eigenen Person oder der eigenen Einheit. Obgleich die Zeitzeugen denkbar Unterschiedliches erlebt haben, hat sich im Verlauf der Jahrzehnte ein erstaunlich vereinfachtes Muster der Erinnerung herausgebildet, dass aller Differenzierungen entledigt ist. Die Zeit bis zur Schlacht von Stalingrad wird als „gut“, jene danach als „böse“ erinnert. Der Mythos der handwerklich so exzellenten Wehrmacht hält sich übrigens in bestimmten Kreisen bis heute.

Dies liegt zu einem nicht unerheblichen Maße auch an populärwissenschaftlichen britischen Autoren, die die Überhöhung der Wehrmacht gerne zur Unterstreichung der Leistung der eigenen Soldaten nutzten. So stammten die ersten fünf Rommel-Biographien von Briten. Seit den 1970er Jahren entwickelte sich in Großbritannien mehr und mehr die Meistererzählung einer heroischen Nation, die praktisch im Alleingang das übermächtige Dritte Reich niederrang. Die Luftschlacht um England gehört seit jeher zum kulturellen Erbe des Landes und jeder Schuljunge weiß bis heute, was eine Spitfire ist. Alles, was nicht in das Bild einer „nation of winners“ passt, wird mehr oder minder konsequent ausgeblendet. Ein Besuch in den zahlreichen britischen Kriegsmuseen gibt davon eindrucksvoll Zeugnis.

Der Zweck des 1971 nach London verlegten National Army Museum war und ist es bis heute, ein positives Verhältnis zu den Landstreitkräften zu zeichnen. Trotz aller Überarbeitung blieb dieses Narrativ immer erhalten. Ein treffendes Bild von der britischen Meistererzählung erhält auch, wer in einer beliebigen britischen Buchhandlung vor das Regal „Military History“ tritt. Man findet dort Bücher von britischen Siegen und Geschichten von heroischen Einzelaktionen. Sehr beliebt sind Kommandooperationen. Der Zweite Weltkrieg als eine große James Bond-Geschichte. Ich will das hier nicht ins Amüsante ziehen. Natürlich hatte Großbritannien eine ganze andere Rolle im Zweiten Weltkrieg als Deutschland. Und vor allem: solche Meistererzählungen haben ihren gesellschaftlichen Sinn und sie sind in ihrer Bedeutung nur in der jeweiligen Kultur zu entschlüsseln. Das Narrativ des Militärgeschichtlichen Museums in Dresden würde in London nicht funktionieren, ebenso wenig jener des National Army Museum in Dresden.

In den Vereinigten Staaten war der Umgang mit dem Zweiten Weltkrieg zumindest in den 1970er Jahren viel kritischer. Die Umbrüche der 68er Zeit und die Kritik am Vietnamkrieg waren in ihrem Einfluss auf das Geschichtsbild nicht zu unterschätzen. Mit dem Ende des Kalten Krieges und dem Ende eines klaren Gut/Böse Schemas gab es aber auch hier mehr denn je die Notwendigkeit, den Zweiten Weltkrieg als heroischen Referenzpunkt auszuweisen – der Erste Weltkrieg bot da aus amerikanischer Sicht wenig Ansatzpunkte. So avancierten die GIs zur „greatest generation ever“. Natürlich ist dies eine Verklärung. Jene Männer, die am 6. Juni 1944 in der Normandie landeten, dürften nur eine vage Ahnung gehabt haben, wofür sie eigentlich kämpften. Das Wissen um Deutschland war von wenigen Propagandafilmen geprägt und wenig spezifisch. Und von Auschwitz wussten von den normalen Soldaten ohnehin niemand Bescheid. Kriegsverbrechen der

Amerikaner haben in diesem Bild kaum Platz: die Gefangenenerschießungen in der Normandie, der Trophäenkult im Pazifik, die Vergewaltigungen, all dies wird ausgeblendet. Beredeter Ausdruck der aktuellen amerikanischen Meistererzählung ist das 2004 eingeweihte monumentale World-War-II-Memorial in Washington D.C.

In den von Deutschen besetzten Ländern entstand bald nach dem Krieg Vorstellung einer gegen die Deutschen geeinten Nation im Widerstand. Die Resistance in Frankreich und die Resistenza in Italien wurden mythisch überhöht, um die tief gespaltenen Gesellschaften zu einen. Am frappierendsten war dieser Vorgang in Italien, wo die faschistische Zeit vor 1943 weitgehend aus dem Gedächtnis verschwand und bald nur noch die Zeit der deutschen Besetzung im Vordergrund stand. Kein Wort vom blutigen italienischen Kolonialkrieg in Abessinien 1935 – 1941, der Besetzung des Balkans. Kein einziger Italiener ist je wegen Kriegsverbrechen in der faschistischen Zeit vor einem italienischen Gericht angeklagt worden. Als ich einmal zusammen mit einer Delegation von Politikern des Landes Hessen im Rathaus von Bologna empfangen wurde, konnte man sich des Eindrucks nicht verwehren, dass es den Rednern offenbar entfallen war, das Italien und Deutschland 1940-43 Verbündete waren.

Aus Sicht des Historikers ist es nun ein leichtes, diese Bilder als verkürzt, verzerrt oder falsch zu entlarven. Doch Nationen und Gesellschaften benötigen Mythen offenbar ebenso, wie wir uns alle positive Selbstbilder zu Recht legen. Jeder will sich als guten Menschen sehen, und drängt alles weg, was dies Bild in Frage stellen könnte. So ist Geschichte der Weltkriege ein riesiger Baukasten, aus dem man sich bedient, um als Gesellschaft, als Gruppe oder aber als Einzelperson, das herauszunehmen, was passt und alles andere tunlichst zu ignorieren. Gerade in der Nachkriegszeit hatten diese Mythen ihren Sinn. Auch heute etwa in Russland in besonderer Form.

Gleichwohl ist unübersehbar, dass in den letzten Jahrzehnten die Erinnerung auch an den Zweiten Weltkrieg wesentlich differenzierter geworden ist. So wird heute in Deutschland niemand mehr behaupten, dass die Wehrmacht, einen „sauberen“ Krieg führte. Ihre Verbrechen sind minutiös dokumentiert. Der Holocaust steht – weithin sichtbar durch das 2004 fertiggestellte Mahnmal in Berlin und den Holocaustgedenktag am 27. Januar – im Zentrum des deutschen Geschichtsdiskurses. Aber auch im Ausland tat sich viel. In kaum einem europäischen Land, vielleicht von Weißrussland abgesehen, ist man heute noch der Ansicht, dass man sich im Zweiten Weltkrieg geschlossen im Widerstand befand.

Das Thema Kollaboration ist in ganz Europa, aber auch in vielen asiatischen Ländern mittlerweile gut dokumentiert. Auch die Frage nach der Verstrickung in den Holocaust wird außerhalb Deutschlands mittlerweile angesprochen. 1995 entschuldigte sich Staatspräsident Jacques Chirac für die Unterstützung der französischen Polizei bei der Deportation der französischen Juden. Und auch in Polen gab und gibt es eine Diskussion um die eigene Schuld in der Zeit des Zweiten Weltkrieges. Auslöser der Debatte war das Massaker von Jedwabne am 10. Juli 1941 als Polen bei der

Ermordung von mindestens 340 jüdischen Einwohnern eine zentrale Rolle spielten. 2001 hielt der polnische Präsident Aleksander Kwaśniewski eine Rede und sprach die Schuld polnischer Bürger an dem Massaker erstmals öffentlich an. Mittlerweile ist wohlbekannt, dass es auch in Polen, einem Land, das wie kein zweites unter der mörderischen deutschen Besatzung zu leiden hatte, eben nicht nur Opfer, sondern auch Täter gab.

Und doch bleibt die Erinnerung an die Weltkriege umstritten, ja sie entfaltet zuweilen eine Kraft, die das europäische Miteinander belastet. In Polen gibt es unter der neuen Regierung eine erinnerungspolitische Kehrtwende, die etwa in der Entlassung des Direktors des Museums des Zweiten Weltkrieges in Gdansk Pawel Machcewicz oder die Reparationsforderungen der Regierungspartei PiS mündete. Gewiss müssen solche Forderungen, die ja zuweilen auch in Italien und in Griechenland aufkommen, vor allem vor dem Hintergrund der jeweiligen Innenpolitik gesehen und dürfen auch nicht dramatisiert werden. Sie dienen zuallererst der Mobilisierung von Bevölkerungsgruppen zu parteipolitischen Zwecken, zeigen aber gleichwohl, dass sich mit dem Thema Zweiter Weltkrieg 75 Jahre nach Kriegsende Emotionen und Ressentiments in einem Ausmaß hervorrufen lassen, das mir zuweilen doch Sorge bereitet.

Dieses Spiel mit der Geschichte ist allenthalben in Europa zu beobachten. Jeder der schon einmal in internationalen Erinnerungsprojekten gearbeitet hat, wird davon ein Lied singen können. Es ist unendlich schwer und mühsam zwischen Franzosen, Niederländern, Deutschen und Polen eine gemeinsame Position zu dieser Zeit zu finden, teilweise wird um jeden Begriff gerungen und ungeachtet aller wissenschaftlichen Fortschritte geht es vielfach darum, die eigene Nation als Opfer und die anderen als Bösewichter darzustellen. Dies ist alles nicht mehr so plump, wie noch in den 1950er und 1960er Jahren – aber das Bemühen um positive nationale Sinnstiftung tritt in solchen Projekten jenseits der wohlmeinenden Eröffnungsreden deutlich zutage.

Was ist nun zu tun? Gewiss sind wir als Deutsche vor allem dazu aufgerufen vor unserer eigenen Tür zu kehren. Es kann ja nicht unsere Aufgabe sein, ein anderes Land zu belehren, wie sie ihre Geschichte zu erinnern haben. Die Lösung ist gewiss nicht eine Exotisierung des Bösen, die letztlich mehr dem Selbstbild des Schwarzmalers dient und in letzter Konsequenz wohl eher zu noch mehr Verharmlosung führt. Die Exotisierung führt dazu, die NS-Zeit von uns weg zu schieben und die Verbrechen als das Werk finsterner Nazis zu sehen. Die gab es natürlich, wer würde das bestreiten, aber das eigentlich Bestürzende ist ja gerade, das Unrecht und Gewalt zumeist das Werk von ganz normalen Männern (und Frauen) waren. Diesen Befund müssen wir an uns heranlassen, auch wenn es schmerzvoll ist.

Und weiter: Im öffentlichen erinnern ist die Konzentration auf die Opfer des Nationalsozialismus gut und richtig. Es ist eine wichtige Errungenschaft, die wahrlich nicht von selbst gekommen ist. Wir sollten aber eine Komplexitätsreduzierung nicht

durch eine andere ersetzen. Wenn wir uns eine reflektierte Auseinandersetzung wünschen, dann müssen wir auch Formen finden, verantwortungsvoll an jene Deutschen zu erinnern, die als Wehrmachtsoldaten, im Bombenkrieg oder bei Flucht und Vertreibung umkamen – das ist auch Teil unserer Geschichte. Aber damit hadert die Republik nach wie vor. Der Frage, ob die Täternation an ihre Opfer erinnern darf und wenn ja in welcher Form, sollten wir aber nicht ausweichen, sonst überlassen wird das Feld rechtsradikalen Apologeten. So ist es kein gutes Zeichen, dass im letzten Jahr zur Gedenkstunde anlässlich des Volkstrauertages im Bundestag lediglich ein Abgeordneter der SPD, zwei von der CDU aber 45 von der AfD erschienen. Ein gutes Zeichen ist hingegen, dass es eine Bundesstiftung Flucht, Vertreibung und Versöhnung gibt, die Ende 2020 in zentraler Lage in Berlin eine differenzierte Sicht auf die Vertreibung von 14 Millionen Deutschen in Kontext der Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts zeigen wird.

Dies führt mich zum nächsten Befund: Wissenschaft, öffentliche Gedenkkultur und politische Bildung befassen sich hierzulande ausführlich mit dem Nationalsozialismus und seinen Verbrechen, aber bizarrer Weise kaum mit dem Zweiten Weltkrieg. Das Interesse an einer Innenansicht des Krieges, daran, was Militär und Krieg mit Menschen macht, wie Menschen in totalen Organisationen handeln, warum sie handeln, ist im bundesdeutschen Kultur- und Wissenschaftsbetrieb eher gering ausgeprägt. Dies führt dazu, dass wir das Kriegserlebnis der deutschen und der europäischen Mehrheitsgesellschaften beiseite wischen, die Gewalterruption auf den Schlachtfeldern ignorieren, in dessen Kontext Millionen von Zivilisten und Soldaten umkamen. Vor allem verstehen wir nicht, in welcher Welt die Menschen damals eigentlich lebten, wenn wir den Krieg aus der Betrachtung herauskürzen.

Die Innenansicht des Krieges gibt den Blick frei auf eine enorme Vielfalt von widersprüchlichen Geschichten menschlichen Verhaltens in einem totalen Krieg. Verhalten, das meist wenig mit Heroismus oder politischem Idealismus zu tun hat und viel mehr mit einer pragmatischen Anpassung an wahrgenommene soziale Realitäten. Diese differenzierenden Einsichten verändern die deutsche Schuld um keinen Deut – im Gegenteil. Aber sie können doch erklären, wie Menschen in Extremsituationen handeln. Und daraus sollten wir lernen. Krieg und Gewalt hörten seit 1945 ja nicht einfach auf. Heute sind wir in einer krisengeschüttelten Welt mit diesen Mechanismen mehr denn je konfrontiert.

Meines Erachtens biete gerade der Krieg einen gemeinsamen Nenner auf den sich zumindest die Kontinentaleuropäer beziehen können. Wenn wir das Kämpfen, Töten und Sterben näher betrachten, wenn wir analysieren, warum Menschen taten, was sie taten, wie sie sich in ihren jeweiligen Gesellschaften positionierten, dann stellen wir fest, dass sich die Erlebnisse der Europäer weit mehr ähnelten, als dies in den nationalen Meistererzählungen zugestanden wird. Aus der Perspektive von unten haben die Weltkriege vor allem mit einer pragmatischen Anpassung an die jeweils vorherrschende soziale Praxis zu tun – weit mehr also mit Opportunismus als mit hehrem politischen Idealismus.

Und das ist kein beruhigender Befund, denn er zeigt, wozu Menschen fähig sind, wenn sie meinen, dass ein bestimmtes Verhalten sozial geboten ist. Und dies gilt nicht nur für die Deutschen, sondern – in unterschiedlichem Ausmaß – für alle Europäer, die in die Gewalterfahrung der Jahre 1914 bis 1945 verstrickt waren. Schmerz, Schuld, Scham und Schande finden sich nahezu überall – und ebenso die passenden Verklärungen, um die dunklen Flecken in der eigenen Familie, dem eigenen Dorf oder dem eigenen Land zu verbergen. Man muss nur ein wenig herumreisen und mit den Menschen sprechen. Es ist verblüffend, wie sich die Geschichten vom Krieg ähneln.

Das bedeutet nicht – und dies sage ich mit allem Nachdruck – die Rolle aller Länder in diesem Krieg auf eine Stufe zu stellen oder gar die deutsche Schuld und Verantwortung auch nur um einen Deut zu relativieren. Die Dinge liegen für den Zweiten Weltkrieg glasklar vor uns. Es bringt uns in Europa aber auch nicht wirklich weiter vor allem eigene Opfernarrative zu bedienen.

Nun gibt es gewichtige Einwände gegen eine solche Sicht der Dinge, etwa, dass der Holocaust doch schließlich im Zentrum der gemeinsamen europäischen Erinnerung stehen müsse. Der 27. Januar ist ja 2005 von der EU zum europäischen Gedenktag erklärt worden. Natürlich muss der Holocaust immer Teil der Erinnerung an die Weltkriege sein, und doch können wir die Weltkriege nicht auf den Holocaust reduzieren – und nur wenn wir das Kriegserlebnis als Ganzes in den Blick nehmen, können wir daran denken, das Kriegserlebnis in seiner ganzen Breite, in seiner ganzen Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit zu reflektieren.

Ein weiterer bedenkenswerter Einwand ist: Die Veteranen sind nicht mehr unter uns – das Kriegserlebnis kann daher nicht Gegenstand der Erinnerung sein, denn nur diese können dies tragen. Dem würde ich entgegenhalten, dass die wirkungsmächtigen Versöhnungsgesten von Kohl und Mitterand 1984 vor dem Gebeinehaus von Verdun zu einem Zeitpunkt stattfanden, der Erste Weltkrieg ähnlich lange zurücklag wie heute der Zweite.

Gewiss wird es eine europäische Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg niemals geben. Dazu sind die nationalen Kulturen und Narrative viel zu unterschiedlich. Dies muss auch gar nicht sein, jedes Land und jede gesellschaftlich-politische Gruppe hat hier seinen eigenen Bezug. Wir sollten uns aber bemühen, einen Beitrag zu leisten, die Fliehkräfte, die Europa zurzeit auseinanderzureißen drohen, ein Stück weit zu bändigen.

Erstens muss es darum gehen, die Logik der Erinnerung in anderen Ländern besser zu verstehen. Wenn wir permanent über Briten und Ostmitteleuropäer den Kopf schütteln mag dies ja möglicherweise auch an uns liegen, die zu wenig culture knowledge in die Debatte einbringen.

Zweitens müssen wir im eigenen Land uns dafür hüten, dass extreme Sichtweisen von rechts und links noch mehr an Boden gewinnen und die Geschichte reichlich durchsichtig für ihre politischen Zwecke missbrauchen.

Drittens müssen wir uns aber auch einen differenzierten Diskurs zutrauen. Denn sonst verkommt Erinnerung schnell zu einer hohlen Phrase. Ich gebe zu, dass der Wunsch nach Differenzierung im Hinblick auf das kulturelle Gedächtnis vielleicht naiv, ja sogar ein Widerspruch in sich ist.: Wie schwer wir uns damit tun, kann – um hier nur ein Beispiel zu nennen – etwa an der Traditionsarbeit der Bundeswehr abgelesen werden, die ja immer auch ein Spiegelbild des gesellschaftlichen Diskurses ist. In dem vergangenen Jahr wurde darüber viel diskutiert und mir fiel dabei auf, wie schwer wir uns als Gesellschaft mit einem Traditionsbild tun, das einerseits nicht verklärt, aber andererseits eben auch artgerecht für eine Armee ist.

Wer sich den Aufschrei betrachtet, den ein tweet von Staatssekretär Peter Tauber über den Tod von Erwin Rommel in dieser Woche verursachte, wer sich die weitgehend kenntnisfreien Kommentare aus der Politik und von erregten social-media Nutzern betrachtet, der versteht, dass die Form unserer öffentlichen Kommunikation das Nachdenken über komplexe historische Zusammenhänge sicher nicht einfacher macht. Und selbst meine eigene Zunft, die Historiker, deren Profession ja die Differenzierung sein sollte, tun sich zumindest in ihrem organisierten Teil zumeist damit hervor, dass sie sich eben nicht für eine Pluralität der Meinungen einsetzen.

Gleichwohl sollten wir als liberale Demokratie den Anspruch auf eine offene Diskussion über unsere Vergangenheit nicht aufgeben – und ich werbe nachdrücklich dafür. Ich wünsche mir, dass wir Europäer und auch wir Deutschen uns trauen, die Geschichte – unsere Geschichte - öfters in Grautönen malen, und nicht so sehr in Schwarz und Weiß – und uns dabei klar von den Extremen links und rechts abgrenzen. Gewiss ist das Differenzieren mühsam, schwierig und zuweilen schmerzhaft. Und vor allem liefert es keine einfachen Antworten nach dem wir offenbar so sehr streben. Gleichwohl sollte man dies als Aufforderung betrachten, die Geschichte hinter der Geschichte zu erkunden. Man wird höchstwahrscheinlich auf Unerwartetes stoßen.